

Peter Auer

Liebeserklärungen. Oder: Über
die Möglichkeiten, einen
unmöglichen sprachlichen
Handlungstyp zu realisieren

Auer, P. (1988). Liebeserklärungen. Oder: Über die
Möglichkeiten, einen unmöglichen sprachlichen
Handlungstyp zu realisieren. *Sprache und Literatur*, 61,
11-31.

Liebeseklärungen. Oder: Über die Möglichkeiten, einen unmöglichen sprachlichen Handlungstyp zu realisieren*

0. Einleitung

Nicht, daß sich die Linguistik nicht mit der „Sprache der Liebe“ beschäftigt hätte. Aber wer, wie etwa Leisi (1978), sich dem Diskurs der Liebe mit sprachwissenschaftlichen Mitteln zu nähern sucht, muß schon mit bitterbösen Kommentaren rechnen (in diesem Fall: Glück 1979). Vielleicht liegt es daran, daß man von der Sprachwissenschaft (als Grammatikwissenschaft) erwartet, daß sie sich vom Leben fernhält. Vielleicht spiegelt aber die Aura des Voyeuristischen, das dem wissenschaftlichen Umgang mit dem Thema anhaftet, auch lediglich die Individualisierung der heutigen Liebesemantik wider, die doch ganz und gar kulturspezifisch ist. Wie der Diskurs der Liebe geführt wird, beeinflußt auch den Metadiskurs über ihn. Deshalb umgibt die Aura des Voyeuristischen auch den vorliegenden Beitrag und ist vielleicht auch dafür verantwortlich, daß Sie, liebe(r) Leser(in), ihn gerade anlesen; damit sind wir aber zugleich schon unmittelbar bei seinem Thema.

In der Garfinkelschen Ethnomethodologie gibt es einen methodologischen Grundsatz: das Indifferenz-Prinzip gegen den Gegenstand der Analyse. Dahinter steht die Idee, daß sich in jeder sprachlichen oder nicht-sprachlichen Handlung gleichermaßen kulturelle Muster inskribieren, die deshalb aus der Betrachtung beliebiger Ausschnitten aus dem Alltagsleben ans Licht befördert werden können. Das Indifferenz-Prinzip ist für die Ethnomethodologen in erster Linie Rechtfertigung für die Beschäftigung mit trivialen Alltagspraktiken. Hier möchte ich es umgekehrt auf eine sprachliche Handlung anwenden, die sich dem Alltäglich-Routinehaften auf den ersten Blick zu entziehen scheint. Trotz der Tatsache, daß sich in der Liebeseklärung kulturelle Muster sozusagen kondensieren, soll diese nicht prinzipiell anders analysiert werden als eine beliebige sprachliche Handlung, nämlich als Dokument kultureller Praxis. Dies fordert eine kulturwissenschaftlich eingestellte Linguistik¹; sie kann erwarten, das Allzu-Private, Nicht-Faßbare um das Phänomen der Liebe (und ihres Diskurses) in einen Untersuchungsgegenstand zu verwandeln, wenn sie sich der Verfahren der Phänomenologie des Alltags bedient, nämlich: sich in der eigenen Kultur möglichst fremd zu fühlen, um so bestimmte Praktiken aus dem Vertrauen in das Ungewohnte zu heben und aus einem ungewohnten, technischen Blickwinkel sehen zu können. Eine solche „Brechung“ wirkungsvoller Art ergibt sich, wenn tatsächliche sprachliche Äußerungen aus ihrem lebensgeschichtlichen Zusammenhang gerissen und in den eines wissenschaftlichen Textes gestellt werden; um ihren Sinn zu verstehen, müssen

* Mein Dank geht an die Mitglieder des Konstanzer Kolloquiums „Soziolinguistik und Analyse von Gesprächen“ für ihre zahlreichen kritischen Hinweise sowie an meinen literaturwissenschaftlichen Kollegen Dr. E. Schön, dem ich mancherlei Anregungen verdanke.

¹ Neben der alten Tradition einer solchen Sprachwissenschaft (etwa im Sinne Voßlers) finden sich neue Ansätze zu einer kulturanalytischen Linguistik in den jüngeren Arbeiten U. Maas' (etwa Maas 1987 a & b, 1985).

nämlich in kontrollierter Weise kulturspezifische Interpretationsfolien und Hintergrund-Wissensbestände aktualisiert werden.²

In der ethnomethodologischen Konversationsanalyse ist dies wiederholt vorexerziert worden. Sie ist nichts weniger als ein Programm zur Bloßlegung der interpretativen Kompetenzen der Teilnehmer als Teilnehmer an einer bestimmten Kultur. Diese interpretativen Kompetenzen werden anhand der vorgelegten Transkriptausschnitte im Detail sichtbar und dokumentierbar. Darüber hinaus ist das Verfahren der *turn by turn analysis* in der Lage, den Interpretationsspielraum des Wissenschaftlers einzuschränken und, soweit wie möglich, mit dem der Gesprächsteilnehmer zur Deckung zu bringen. Die Auseinandersetzung mit Gesprächsausschnitten wird im folgenden zu einer semantischen, pragmatischen und kulturellen Analyse von Liebeserklärungen führen.

Soweit Liebeserklärungen als Ausdruck von Emotionen gelten können, impliziert dieses Vorgehen auch, daß deren Darstellung in der Interaktion alles andere als ‚natürlich‘ ist, sondern in hohem Maß bestimmten vorgegebenen Mustern folgt.³

1. Satzsemantik

- (i) *hab dich lieb*
- (ii) *nicht vergessen daß ich dich liebe*
- (iii) *Norbertchen ich hab dich wahnsinnig lieb*
- (iv) *Maria ich mag dich*
- (v) *ich liebe dich*

Es ist nicht leicht, Liebeserklärungen als sprachwissenschaftliche Objekte zu fassen. Wie in allen Fällen, in denen sprachliche Handlungen beschrieben werden sollen, stehen prinzipiell zwei Möglichkeiten offen: die inhaltliche, die das Untersuchungsobjekt aus seiner semantischen Binnenstruktur heraus einzugrenzen sucht, und die sequentielle, die den Typ der sequentiellen Folgehandlung zum entscheidenden Kriterium macht (auf „Fragen“ folgen „Antworten“ etc.). Dieses letztere Vorgehen basiert auf der konversationsanalytischen Grundannahme, daß sich in den Folgehandlungen der Gesprächspartner deren Interpretationen der Vorgängerhandlungen manifestieren. Beide Methoden haben ihre Probleme: die inhaltliche, weil für viele sprachliche Handlungen keine festen semantischen Binnenstrukturen angebbar sind (das leidige Problem der sog. indirekten Sprechakte), die sequentielle, weil nicht jede sprachliche Handlung eine typische Folgehandlung hat und weil sich das Problem des Verstehens für diese Folgehandlungen selbst dem Konversationsanalytiker erneut stellt.

Trotz der Mängel beider Vorgehensweisen schien es im vorliegenden Fall angeraten, von einer satzsemantischen Bestimmung auszugehen – denn wie zu zeigen sein wird, ist die sequentielle Abwicklung von Liebeserklärungen voller Paradoxien. Die satzsemantische Grundform der Liebeserklärung (ihr „Prototyp“) läßt sich leicht auf eine gemeinsame, scheinbar triviale Formel bringen: ein zweistelliges Prädikat (*lieben, mögen, gernhaben, liebhaben*) verbindet ein Subjekt – den Träger des Affekts – und

² Oevermann (1984) hat dies mustergültig in seinem Vortrag auf der Adorno-Tagung 1983 in Frankfurt demonstriert, in dem er die Praxis anhand einer simplen Fernsehansage ‚ins Spiel‘ brachte. Die Konfrontation des akademischen Publikums mit dieser Praxis hatte den genannten Brechungseffekt (vgl. seine Anm. 19, S. 288).

³ Vgl. in diesem Sinn auch Fiehler 1986.

ein Objekt – Gegenstand des Affekts – miteinander. Dem entspricht eine durchsichtige Subjekt-Verb-Objekt-Syntax. Als kompetente Sprecher des Deutschen und kompetente Mitglieder unserer Kultur wissen wir natürlich, daß die Umsetzung eines natürlichsprachlichen Ausdrucks in eine Logiksprache („zweistelliges Prädikat“) im Falle des *ich liebe dich* noch weniger als sonst in der Lage ist, die Bedeutung dieser Formel zu beschreiben. Denn obwohl *lieben* ein zweistelliges Prädikat bleibt, unabhängig davon, ob das Subjekt *ich, du, Maria, das deutsche Volk, mein Kater* und das Objekt *dich, mich, Streuselkuchen* o.ä. ist, ist die Bedeutung des *ich liebe dich* in dem Augenblick vollständig verloren, in dem irgendein Bestandteil dieses Ausdrucks ausgewechselt wird: *du liebst Maria* oder *das deutsche Volk liebt Streuselkuchen* enthält ein *lieben*, das mit dem in *ich liebe dich* offenbar wenig gemein hat.

Dies hat Barthes in seinen vielgelesenen *Fragments d'un discours amoureux* (1977/1984: 136) zu Recht festgestellt: „Die geringfügigste syntaktische Veränderung bringt diesen Komplex zum Zerfall: er steht sozusagen außerhalb der Syntax“. Die einzige mögliche Abwandlung sei die Hinzufügung des Namens des Angeredeten. Barthes folgert daraus, *ich liebe dich* sei kein Satz, sondern ein „Wortsatz“, ein Unzerlegbares: eine Holophrase (S. 137).

Diese Folgerung ist nun allerdings mehr Indiz für die Ehrfurcht vor der Liebeserklärung in unserer Kultur (die gerade Barthes in seinen *Fragments* immer wieder reproduziert), als linguistisch gerechtfertigt. Gibt es keine sprachlichen Gründe dafür, daß sich Liebeserklärungen nicht verändern lassen, ohne auch ihren Status zu verlieren? Einen ersten Schritt weiter führt die Betrachtung der beteiligten Pronomina der ersten und zweiten Person. Es ist bekannt⁴, daß sich diese Pronomina von denen der dritten Person dadurch unterscheiden, daß sie ausschließlich deiktisch verwendet werden: sie verweisen immer auf die Sprechsituation, während letztere z.B. auch anaphorisch eingesetzt werden können. Das *ich* bringt den Sprecher ins Spiel, das *du* den Angesprochenen. Somit ist jeder Satz, der eines der beiden Pronomina enthält – und natürlich noch mehr einer, der sie beide enthält und sonst keine weiteren Individuen bezeichnet – unmittelbar an die für Interaktion konstitutiven Rollen gebunden als syntaktisch entsprechende Äußerungen, die auf andere Personen als die „Rollenträger“ des „Sprechers“ und des „Rezipienten“⁵ referieren. Die Unmittelbarkeit dieser Bindung in die Situation wird durch die Verwendung des Präsens weiter unterstützt: wieder handelt es sich um eine sprachliche Form, deren Bedeutung das Jetzt des Sprechers und des Hörers einschließt und daher deiktisch ist.

Schließlich gehört *lieben* zu einer Gruppe von Verben, die eigenartige Metamorphosen durchmachen, wenn sie aus dem syntaktischen Format *ich & Verb im Präsens & dich/dir* in ein anderes übersetzt werden, wenn also z. B. das Präsens durch ein Präteritum ersetzt wird. Entscheidend für diese Verwandlung ist, daß das Verb nur in nicht-deiktischen Tempora beschreibend verwendet werden kann, nie aber im deiktischen Präsens. Searles berühmte „Performative“⁶ wie *taufen* oder *versprechen* gehören dazu, weil sie im Präsens eine Handlung ausführen, im Präteritum aber ihren Vollzug beschreiben. Ähnlich verhalten sich bei Tempuswechsel Verben wie *glauben* oder *annehmen*, die, wenn sie in der 1. Ps. Sg. und im Präsens gebraucht werden, eine Haltung ausdrücken, nicht aber einen mentalen Zustand beschreiben (Benveniste 1958), während ein Verb wie *überlegen* in allen syntaktischen Formaten einen mentalen Zustand

⁴ Vgl. Benveniste 1956.

⁵ Vgl. Goffmann 1976.

⁶ Searle 1969.

beschreiben kann. Analog gilt für das Verb *lieben*, daß es im Kontext *ich* & Präsens & *dich* – im Gegensatz zu allen anderen Formaten – keine Beschreibung eines Affekts darstellt, sondern eine affektive Haltung ausdrückt.

Die „holophrastische“ Natur des *ich liebe dich* resultiert demnach aus den in diesem Satz konzentrierten deiktischen Elementen, die Liebeserklärungen zu Äußerungen machen, die eindeutig dem „situierten Modus“⁷ angehören. Solche Sprache ist nah am (nonverbalen) Handeln und weit entfernt von der sprachlichen Konstitution verbaler Welten, die aus dem Hier-und-Jetzt des nonverbalen Handlungszusammenhangs gelöst („verschoben“) sind.⁸

2. Konversationsanalyse

2.1 Liebeserklärungen als Paarsequenzen

(iv) (Telefonat)

Er: *Maria ich mag dich;*

(6.0)

Er: *Hast du gehört*

(v) (Telefonat)

Sie: *ich liebe dich*

Er: *(ja) das mach=ich auch;*

Sie: *mjo.: is der Heinz bei dir;*

Die These, daß eine Äußerung wie *ich liebe dich* keine Beschreibung eines affektiven Zustands ist, sondern eine Haltung dem Gesprächspartner gegenüber ausdrückt, muß sequentielle Korrelate haben. Sie impliziert, daß eine Erwiderung auf eine solche Äußerung nicht mit der identisch sein darf, die auf die beschreibende Variante des Satzes folgt, also etwa auf *Übrigens liebt Heinrich Gretchen* oder *Ich habe dich damals sehr geliebt, weißt du*. Solche Beschreibungen können zur Kenntnis genommen und von einem unspezifischen Rezipientensignal (*continuer*) wie *mhm* quittiert werden, das den Anderen zur Fortsetzung seines Redebeitrags einlädt; sie können auch zu komplexeren Äußerungen des Anderen führen, die sich z. B. am Neuigkeitswert der übermittelten Information oder am Stellenwert der jeweiligen Mitteilung im Rahmen eines größeren, z. B. argumentativen Zusammenhangs orientieren. All diese Typen von Erwiderungen sind frei wählbar. Sie werden nicht durch den Typ von Sprechaktivität festgelegt, dem sie folgen. Hingegen ist eine Liebeserklärung sequentiell in eine Paarsequenz⁹ eingebettet: die erkennbare, vollständige Produktion des ersten Paarglieds („1. Liebeserklärung“) projiziert in den folgenden konversationellen Raum eine Position, die nur durch eine passende Äußerung des zweiten Teilnehmers, dem damit automatisch das Rederecht zufällt, gefüllt werden kann, und das heißt in unserem Fall: durch die Produktion einer „2. Liebeserklärung“ (Erwiderung der Liebeserklärung). (Diese zweite Liebeserklärung muß natürlich nicht verbal sein.)

Es entspricht dem nicht-distributionalistischen Vorgehen der Konversationsanalyse, daß der Nachweis einer Paarsequenz nicht schon aus einer am Material verifizierten quantitativen Korrelation zwischen ersten und zweiten Äußerungstypen erbracht

⁷ Auer (im Druck).

⁸ Die Eigenschaft, im gegebenen Format nicht deskriptiv sein zu können, teilt *lieben* außer mit den anderen Verben, die es in Liebeserklärungen ersetzen können, nur noch mit wenigen anderen, v. a. mit *hassen*.

⁹ „Adjacency pair“; vgl. Schegloff & Sacks 1973.

wird. Daß in der überwiegenden Zahl der Fälle auf eine Äußerung des Typs A eine des Typs B folgt, ist eine oberflächliche Erscheinung, die zunächst noch nichts über die „moralische“ (im Sinne Garfinkels) Obligation aussagt, die die Glieder der Paarsequenz aneinander bindet.¹⁰ Im vorliegenden Fall wären wir in der Tat kaum in der Lage, eine solche quantitative Korrelation nachzuweisen, denn tatsächlich folgen auf Liebeserklärungen keineswegs regelmäßig Erwidierungen der Liebeserklärung. Das klassische konversationsanalytische Verfahren des Nachweises von Paarsequenzen ist ein negatives: es geht davon aus, daß es für die Teilnehmer ein auffälliges Faktum darstellt, wenn die durch ein potentiell erstes Paarsequenzglied projizierten Position in einem konversationellen Ablauf durch eine andere Handlung als die projizierte gefüllt wird, oder wenn jegliche Folgehandlung fehlt; in der Regel zeigt sich dies daran, daß ein solches Fehlen Reparaturmaßnahmen nach sich zieht. Daß das Format einer Paarsequenz im Spiel ist, aber nicht eingehalten wurde, läßt sich also am besten durch die zusätzliche konversationelle „Arbeit“ nachweisen, die ein solcher Fall auslöst und die ihn als markiert ausweist. Tatsächlich ist das Fehlen einer „angemessenen“ Erwidierung auf eine Liebeserklärung (also eine Erwidierung wie *soso*, oder das Fehlen einer Erwidierung) konversationell dramatisch und führt zu Reparaturmaßnahmen (*Bist du noch da? Sag was! Sonst fällt dir dazu nichts ein?* etc.). Noch einmal Barthes (1977/1984, 139): „Auf ein *ich-liebe-dich* gibt es verschiedene gesellschaftliche Antworten: ‚ich nicht‘, ‚das glaube ich nicht‘, ‚warum das aussprechen?‘ usw. Die wirkliche Zurückweisung aber lautet: ‚keine Antwort‘: ich werde um so sicherer für nichtig erklärt, wenn ich nicht nur als begehrender Partner, sondern auch als sprechendes Subjekt abgelehnt werde.“

Um welchen Typ von Paarsequenz handelt es sich im Falle einer angemessenen „gesellschaftlichen Antwort“ auf eine Liebeserklärung? Es ist bekannt, daß Paarsequenzen aus reziproken Gliedern (also solchen des gleichen Typs – etwa „Gruß“/ „Gegengruß“, „Kompliment“/ „Gegenkompliment“) zusammengesetzt sein können, oder aber aus zwei verschiedenen Äußerungstypen („Frage“/ „Antwort“). Im Falle des zweiten Paarglieds gilt es außerdem, bei manchen Paarsequenzen¹¹ mehrere Alternativen zu unterscheiden, z. B. eine negative und eine positive (etwa bei Einladungen, die man annehmen oder ablehnen kann). Teils gibt es mehr als zwei Antwortmöglichkeiten (etwa kann man auf ein Kompliment mit einem Gegenkompliment, mit einer Danksagung oder mit dem „Herunterspielen“ der eigenen Leistung reagieren).¹²

In solchen verzweigenden Paargliedern sind die Antwortalternativen in der Regel nicht gleichberechtigt, sondern über Präferenzsysteme¹³ geordnet, die selbst konversationelle Auswirkungen haben. Oft expandieren nämlich die nicht-präferierten zweiten Paarglieder die Sequenz, während sie die präferierten terminieren. Liebeserklärungen sind nach dieser Klassifikation reziproke, verzweigende Paarsequenzen, denn ihnen soll eine zweite Liebeserklärung folgen, die positiv oder negativ sein kann.¹⁴ Negative Erwidierungen sind massiv dispäferiert.

¹⁰ Dies zeigt z. B. Schegloff (1968).

¹¹ Sie sind zur besseren Unterscheidung auch „Turnfolgen“ oder „action chains“ genannt worden; vgl. Pomerantz 1975; 1978.

¹² Vgl. Pomerantz 1978.

¹³ Vgl. als Überblick Davidson 1984.

¹⁴ Zur Rekonstruierbarkeit des ersten aus dem zweiten Glied der Paarsequenz und als Beispiel für eine offene negative Erwidierung, wie sie nur in literarischen Transformationen des Formats vorkommen dürfte, vgl. Ulla Meinecke „Geständnisse im weichen Licht/ und du sagst leise ‚ich dich nicht‘“ (Ulla Meinecke, Wenn schon nicht für immer dann wenigstens für ewig: LP ca. 1985).

Die sequentielle Einbettung von Liebeserklärungen hat damit deutliche Parallelen zu der von Bewertungen.¹⁵ Sie teilt mit ihr den reziproken, in genau zwei (eine gleichlaufende – positive – und eine gegenlaufende – negative) Alternativen verzweigenden Charakter mit der genannten Präferenz für die positive (gleichlaufende) Erwiderung. (Der primäre Unterschied zwischen Bewertungen und Liebeserklärungen ist ein semantischer: beide drücken eine Haltung eines Teilnehmers aus, in einem Fall zu einem dritten Gegenstand oder einer dritten Person, im anderen Fall zum Gesprächspartner.) Nun wurde bei der Untersuchung der konversationellen Organisation von Bewertungen festgestellt, daß gegenlaufende zweite Paarglieder zwar möglich, tatsächlich aber selten sind.¹⁶ Wie drückt man also aus, daß man nicht der Meinung des Anderen ist? Es gibt zu diesem Zweck eine Reihe konversationeller Techniken, unter denen Deskalierungen der ersten Bewertung und Verzögerungen der zweiten die wichtigsten sind. Im ersten Fall produziert der zweite Sprecher zwar die geforderte (gleichlaufende) Erwiderung unmittelbar in Anschluß an den Redebeitrag des ersten, schwächt aber die darin enthaltene Bewertung stark ab (aus *fantastisch* wird *schon nicht übel* etc.); im zweiten Fall verzögert der zweite Sprecher seinen (fälligen) Beitrag durch die turn-initiale Verwendung von Vorlaufelementen (*naja ...*) und/oder Schweigen vor und/oder nach diesem Vorlaufelement. Die deskalierte oder verzögerte zweite Bewertung ist die gesichtswahrende Variante einer offenen Nicht-Übereinstimmung.

Im Fall der Liebeserklärungen sind offen negative Erwiderungen ebenfalls sehr selten. Als indirekte Methoden stehen Verzögerungen der Antwort und „nicht-enthusiastische“ zweite Liebeserklärungen zur Verfügung. Mehrsekündiges Schweigen der Angesprochenen nach einem *Maria ich mag dich* legt deshalb die Interpretation nahe, daß die Weigerung, den Turn aufzunehmen, auf eine höfliche Variante der Ablehnung hinausläuft. „Nicht-enthusiastische“ 2. Liebeserklärungen, die den deskalierten zweiten Bewertungen entsprechen, sind durch starke Ellipse bzw. Pro-Verbalisierung (Verwendung von *passe-partout*-Verben wie *tun* und *machen*) gekennzeichnet: *ich dich auch, das mach ich auch* oder – extrem – *ich auch* deuten als Kürzel auf eine Routinisierung hin, die, wenn sie im Gegensatz zur Vorläuferäußerung steht, eine ablehnende Haltung signalisieren kann.¹⁷

Bevor wir als Produzenten einer Liebeserklärung, auf die unser Partner mit Schweigen oder Deskalierung reagiert, die maximal gesichtsbedrohende Interpretation akzeptieren müssen, nämlich daß unsere Haltung dem Anderen gegenüber von ihm nicht

¹⁵ Vgl. Auer & Uhmann 1981, Pomerantz 1978 & 1984.

¹⁶ Dies ist eine Frage der „Höflichkeit“, d.h. des *face-works*. Die Dispräferenz für gegenlaufende zweite Paarglieder ist in „informellen“ Kontexten und unter Kindern und Jugendlichen wesentlich weniger wichtig als in „formelleren“ Kontexten unter Erwachsenen. Wir haben es hier sicherlich mit einer Frage des konversationellen Stils zu tun, der schon innerhalb einer Kultur sehr verschieden sein kann.

¹⁷ Barthes (1977/1984) schließt aus dem holophrastischen Charakter, den er den Liebeserklärungen zuschreibt, daß die einzige Antwort auf diese Äußerung eine „buchstäbliche Übernahme“ sei – also eine Replik, die nicht nur positiv reziprok ist, sondern keine Ellipse oder Pro-Verbalisierung enthält. Jede grammatische Bequemlichkeit würde ja schon syntaktische Analysierbarkeit der Vorgängeräußerung implizieren: wer *ich auch* sagt, hätte *ich liebe dich* bereits in NP + VP zerlegt, um dann die VP elliptisch fortzulassen. Ich habe oben gezeigt, daß es nicht notwendig ist, Barthes etwas mysteriöser Holphrasen-Interpretation zu folgen, um zu erklären, warum *ich liebe dich* nicht verändert werden darf, ohne zu einem anderen Äußerungstyp zu werden. Wenn dies zutrifft, ist auch Barthes Begründung für den unterschiedlichen Status von *ich liebe dich auch* und *ich auch* nicht mehr zwingend. Vermutlich läßt sich dieser Unterschied besser über die Routinisierung fassen, die sich durch Ellipse und Pro-Verbalisierung einstellt. Dazu mehr unter 2.3.

erwidert wird, haben wir die Möglichkeit, weniger dramatische Erklärungen für sein Verhalten ‚abzutesten‘.¹⁸ Solche Erklärungen auf ‚niedrigerer Stufe‘ können sein: der Andere hat uns nicht verstanden (z. B. weil in Telefongesprächen der Übermittlungskanal gestört war, weil wir zu leise gesprochen haben, weil er mit den Gedanken woanders war), der Andere ist nicht allein (Privatheit, Reduktion auf das Paar, ist eine Voraussetzung für nicht-routinisierte Liebeserklärungen, die mit der Situationsgebundenheit, die Liebeserklärungen satzsemantisch kennzeichnet, korrespondiert), etc. Dem Konversationsanalytiker geben Reparaturversuche wie *hast du gehört* oder *is der Heinz bei dir* Hinweise auf den auffälligen Charakter des Verhaltens des Anderen. Sie zeigen, daß eine Liebeserklärung nicht nur eine Paarsequenz eröffnet, sondern daß das zweite Paarglied eine sprachliche Handlung desselben Typs und derselben ‚Intensität‘ sein sollte.

Obwohl es die konversationelle Analyse abweichender Fälle erlaubt, eine prototypische Sequenz aus erster und zweiter Liebeserklärung zu rekonstruieren, zeigt sich, daß diese Sequenz nur in einem Teil der Konversationen vorkommt. Es handelt sich offenbar um ein konversationelles Format, das „in den Köpfen der Teilnehmer“ präsent ist, aber nur bedingt in Konversationen selbst. Dafür wird im folgenden eine Erklärung zu finden sein.

2.2 „Zwangs“-Kommunikation

(vi) Er: *liebsch mi no?*

Sie: *m*

Er: *(...) a weng?*

Sie: *ˆoja:*

(vii) Er: *has mich lieb,*

Sie: *hm.,*

Er: *sehr?*

Sie: *hm., ((prosodisch wie oben))*

Er: *immer wenn ich weit weg bin ne,*

Sie: *hm., ((wie oben, etwas höher angesetzt))*

(ii) Er: *Nicht vergessen daß ich dich liebe*

Sie: *ja – – deswegn des nützt mir aber gar nix weil du so weit weg bist*

Sprachliche Handlungsmuster, die in den ‚Köpfen der Teilnehmer‘ wesentlich präsent sind als in den Konversationen selbst, sind – die Metapher sei erlaubt – pathologisch. Nehmen wir die Konversationsanalyse als Sezierschneidmesser und suchen wir nach den Gründen. Eine Begründung leitet sich unmittelbar aus den sequentiellen Eigenschaften von Paarsequenzen ab: wenn Liebeserklärungen zweite (Folge-) Äußerungen des Anderen sequentiell erwartbar machen, indem sie auf ihn einen „moralischen“ Zwang zur Schließung der Paarsequenz durch ein passendes zweites Sequenzglied ausüben, dann drücken sie nicht nur die Haltung des Sprechers zu seinem Gegenüber aus, sie haben auch den Effekt, den Anderen zu einer bestimmten Handlung zu veranlassen, die er sonst nicht ausführen müßte. Sie stellen den Anderen unter Zugzwang, und es ist möglich, daß jemand eine Liebeserklärung produziert, allein um auszutesten, wie der Andere darauf reagieren wird: z. B., ob er immer noch bereit ist,

¹⁸ Vgl. zu den Hierarchien im Reparaturverhalten Selting 1987.

das entsprechende nächste Paarglied in einer ihm (dem ersten Sprecher) angemessen erscheinenden Weise zu liefern.

Der initiative Charakter erster Liebeserklärungen ist der Vorteil des ersten Teilnehmers; er kann bestimmen, ob und zu welcher Zeit er die Paarsequenz eröffnet, die der Andere schließen muß. Der Nachteil dieser Position ergibt sich aus der Dispräferenz für eine negative Antwort, die auch und gerade für den ersten Sprecher gesichtsbedrohend ist.

Ein scheinbarer Ausweg bietet sich an: wenn man wissen will, ob einen der Andere noch liebt, warum nicht direkt fragen? Jemand, der fragt, ob ihn der Andere (noch) liebt, erwartet eine „Liebeserklärung“, ohne selbst eine liefern zu müssen. Und auch eine Frage wie *liebsch mi no* oder *has mich lieb* übt auf den Gesprächspartner einen Zwang aus, indem sie eine konversationelle Position vordefiniert. Aber Fragen öffnen eben lediglich die Paarsequenz „Frage“/„Antwort“, Liebeserklärungen fordern einen genau umrissenen zweiten Handlungstyp. Die Frage nach der Haltung des Anderen fordert eine (positive) Antwort, nicht aber eine Liebeserklärung. Und diese Antwort kann ein simples *hm* sein, denn für Fragen gilt ja keineswegs, daß man sie nicht so kurz wie möglich beantworten dürfte – im Gegenteil. Dies ist der Grund dafür, daß „Vorschaltfragen“ nicht zum Ziel (der Liebeserklärung des Anderen) führen.

Zurück zur Paarsequenz von Liebeserklärungen. Die Liebeserklärung des Anderen fordert uns eine Stellungnahme ab, der wir möglicherweise – an dieser Stelle und in diesem Augenblick – ganz gern entgehen würden. Warum? Der Austausch von Liebeserklärungen kann in einem Gespräch viel mehr leisten, als sich lediglich gegenseitig eines bestimmten Affektzustandes zu versichern. Er ruft in einer Interaktion, der sie bisher vielleicht ganz fremd ist, die Ko-Kategorisierung der Gesprächspartner als ‚Liebender‘ ab. Mit dieser Ko-Kategorisierung sind nun in unserer Kultur bestimmte Erwartungen verbunden, die weit über die Offenlegung eines affektiven Zustands hinausgehen, um die es zunächst zu gehen scheint. Sie enthalten nämlich eine Vielzahl von Forderungen der Liebenden aneinander, wie „sich aufeinander verlassen zu können“, „füreinander da zu sein“, „aufrichtig zu sein“, „keine(n) andere(n) zu lieben“ etc. So kann ein *nicht vergessen daß ich dich liebe* zu einer sprachlichen Handlung werden, die für den Gesprächspartner wenig Positives hat: nämlich zu einer Ermahnung, sich so zu verhalten, wie es sich für Liebende „gehört“.

Es gibt nur eine Möglichkeit, dieser ‚Zwangs‘-Situation zu entgehen: Wenn Liebeserklärungen die „moralische“ Obligation zur reziproken Erwidern in sich tragen, dann läßt sich aus der tatsächlichen reziproken Erwidern des Anderen zurückschließen, daß er die Liebeserklärung des ersten Sprechers als solche verstanden hat. Die Tatsache, daß bestimmte Äußerungen erst durch passende Folgehandlungen als Liebeserklärungen ‚offiziell‘ werden (d.h. die Privatheit individueller Intentionen durchbrechen), eröffnet dem zweiten Sprecher nun die Chance, den Status einer erkennbaren Liebeserklärung zu sabotieren, indem der genau diese Ratifizierung verweigert und die Vorgängerhandlung durch seine Erwidern zu etwas anderem macht: z.B. zu einer Mitteilung über den affektiven Zustand des ersten Sprechers. Die Erwidern *des nützt mir aber gar nix weil du so weit weg bist* scheint perfide zu sein, weil sie eine Liebeserklärung wie eine Mitteilung behandelt. Sie kann aber nach einem *nicht vergessen daß ich dich liebe* auch als Weigerung verstanden werden, die Ermahnung des Anderen zu akzeptieren. Die Begründung – *weil du so weit weg bist* – spielt dabei ein anderes Element aus dem Inventar von Verhaltensformen und Einstellungen, die Liebende voneinander verlangen können, gegen den wohl indirekt eingeklagten Treueanspruch aus, nämlich die Forderung, „füreinander da zu sein“. Ferne, bzw. die Abwesenheit der in unserer Liebessemantik geforderten Nähe, spielt überhaupt für

die Platzierung von Liebeserklärungen eine große Rolle. Denn abgesehen von Liebesgeständnissen, die eine bisher unentdeckte Liebe offenbaren, scheinen wir die Notwendigkeit, uns gegenseitig unsere Liebe zu erklären, besonders dann zu verspüren, wenn wir voneinander getrennt sind (Brief, Telefonat), bald getrennt sein werden (Abschied) oder uns nach langer Trennung wieder sehen. In all diesen Fällen spielt die Ko-Kategorisierung als „Liebende“ auch eine exhortative Rolle, indem sie an kulturelle Wissensbestände über das ‚richtige‘ Verhalten der Liebenden erinnert.

2.3 Routinisierung

- (i) Sie: *áde machs gu:t*
 Er: *also (...) (i=dank) – gut nächtle*
 Sie: *mach (di:) hab dich lieb*
 Er: *ija ich di auch*
- (v) Er: *alles klar.*
 (1. o)
oke. – – Schätzele bis morgen. –
 Sie: *ich liebe dich*
 Er: *(ja) das mach ich auch*

Die periphere Platzierung von Liebeserklärungen in größeren konversationellen oder interaktionsgeschichtlichen Zusammenhängen führt unmittelbar zum zweiten Komplex von Fakten, der die ‚Pathologisierung‘ unserer Paarsequenz erklären kann. Wir bleiben beim Fall des Telefonanrufs. Die Beendigung hat hier eine relativ feste sequentielle Struktur, die die Lösung aus der konversationellen *turn-taking*-Maschinerie organisiert.¹⁹ Die Beendigung der Interaktion setzt zunächst einen thematischen Abschluß voraus; diesem folgen Beendigungsvorlaufelemente (*pre-closings*) wie *also*, *oke*, *alles klar*, die u. U. mehrmals wiederholt werden, bevor die Teilnehmer die abschließende Grußsequenz einleiten. Zwischen Beendigungsvorlauf und Grußsequenz (sowie seltener auch in die Grußsequenz hinein) können sich nun alle möglichen weiteren Handlungen schieben, die den endgültigen Abschluß der Interaktion mehr oder weniger stark hinauszögern.²⁰ Besonders wichtig ist der konversationelle Raum zwischen Beendigungsvorlauf und Grußsequenz für ‚letzte Themen‘, die hier noch eingeführt werden, „bevor es zu spät ist“ (*last topic position*). Diese ‚letzten Themen‘ stehen meist recht unvermittelt neben ihren Vorgängerthemen jenseits oder diesseits des ersten Beendigungsvorlaufs: diese Position stellt an die thematischen Übergänge nur noch geringe Anforderungen. Vielmehr bietet sie gerade die Möglichkeit, Dinge anzusprechen, auf die die thematische Entwicklung des sich nun dem Ende zuneigenden Telefonats nicht einzugehen erlaubte. Daneben ist zwischen Beendigungsvorlauf und finaler Grußsequenz auch Gelegenheit für die Produktion von Terminabsprachen (*bis morgen*), Wünschen (*machs gut*, *gute Besserung*, *halt dich wacker*), Resumés des ‚eigentlichen Grunds‘ des Anrufs, Angaben über das, was man jetzt gleich nach dem Telefonat tun wird oder tun muß (*ich muß jetzt langsam loszischn*, *ich geh jetzt gleich ins Bett*), positive Evaluationen der Interaktion und Versprechen, den Kontakt nicht abreißen zu lassen (*war nett daß wir mal wieder miteinander gesprochen haben*, *ruf doch mal wieder an*) etc.

¹⁹ Vgl. Schegloff & Sacks 1973.

²⁰ Button & Casey (1985) sprechen hier vom „moving in and out of closings“.

Wichtiger noch im Zusammenhang der Diskussion von Liebeserklärungen sind die folgenden sprachlichen Einheiten, die zwischen Beendigungsvorlauf und Gesprächsende ihren präferierten Platz haben: Anrede- und besonders Koseformen (wie in *also mein Liebling, Schätzele bis morgen*) und großähnliche Paarsequenzen wie *mille baci, bist mein Schatz*, fremdsprachliche Versionen von Liebeserklärungen, kußimitierende Schnalzlaute. Sie alle zeigen zwei wichtige Merkmale: als Routineformeln sind sie semantisch leer und zugleich in ihrer Form stark an die Interaktionsgeschichte des Paares gebunden.²¹

Die Abschlußphrase einer Interaktion ist also ganz allgemein der Ort, an dem sich die Teilnehmer der Beziehung versichern, in der sie zueinander stehen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß auch Liebeserklärungen, die ja, wie wir gesehen haben, die Ko-Kategorisierung ‚Liebende‘ abrufen, in vielen Fällen nicht ‚aus dem Blauen heraus‘ produziert werden, sondern gerade zwischen Beendigungsvorlauf und Abschluß-Grußsequenz stehen. Diese Positionierung ist aber auch der erste Schritt zu ihrer Routinisierung, die bis zum Status einer großähnlichen Paarsequenz gehen kann. Die fortschreitende Routinisierung hat folgende Komponenten: (a) Standardisierung der Form, die kaum mehr Variation zuläßt, (b) Verkürzung durch Minimierung des Abstands zwischen erster und zweiter Liebeserklärung (Überlappungen sind gerade für Grußsequenzen und großähnliche Paarsequenzen typisch) und durch Ellipse bzw. Pro-Verbalisierung, (c) Verstärkung der Bindung zwischen erstem und zweitem Paarglied durch häufige Einleitung des zweiten durch ein Vorlaufelement wie *ija, ja*²² und (d) Nähe zum endgültigen Gesprächsende. Unter diesem letzten, sequentiellen Faktor, der mit zunehmender Routinisierung verbunden ist, fällt auch die Tatsache, daß die Paarsequenz „Liebeserklärung & Liebeserklärung“ um so weniger eine Bewegung weg vom Ende der Konversation, um so weniger einen Anreiz zur Fortführung des Gesprächs darstellt, je mehr sie routinisiert ist. Nicht-routinisierte Liebeserklärungen haben sequentiell den Status ‚letzter Themen‘ und können das Gespräch weit expandieren, extrem routinisierte fast den Status von Grußsequenzen.

2.4 „Love talk“

(iv) Er: *Maria ich mag dich;*

(6. o)

hast du gehört,

Sie: *hmhm, — — ich hörs — —*

Er: *du (...)*

Sie: *ich hörs ich hörs ich hörs ((verträumt))*

Es gibt also (mindestens) zwei Gründe, warum Liebeserklärungen als Paarsequenzen nicht unbedingt so abgewickelt werden, wie wir es uns vorstellen. Der eine ist ihr mit der Aktivierung der Ko-Kategorisierung als „Liebende“ einhergehender möglicher exhortative Charakter, der andere die gerade mit einer solchen sequentiellen Abwicklung verbundene Routinisierung. Nun gibt es Konversationen, in denen beide Gefahrenquellen wegfallen. Dies sind solche, in denen die Ko-Kategorisierung „Liebende“ immer schon präsent ist, also nicht erst durch die Liebeserklärungen ins Spiel gebracht wird, und in denen die Liebeserklärungen deshalb auch nicht in die Schluß-

²¹ Z.B. referieren fremdsprachliche Elemente oft auf gemeinsame Urlaube.

²² Fehlt dieses einleitende Element, obwohl die anderen drei Merkmale für Routinisierung vorliegen, handelt es sich bereits um einen Quasi-Gruß, nicht mehr um eine Liebeserklärung.

sequenz gerückt werden müssen. Diese Konversationen will ich als *love talk* bezeichnen.

Im *love talk* kontextualisieren²³ die Liebenden ihre Rollen fortwährend durch bestimmte Merkmale ihres Miteinander-Sprechens. Dazu gehören (schwer zu fassende) phonetische Merkmale wie ‚verträumte Stimme‘, *falsetto*, Flüstern, bestimmte Arten von Lächeln und Lachen, kinder- und paarsprachliche Ausdrucksformen und natürlich non-verbale Verhaltensformen. Weniger trivial ist das im *love talk* typische rhythmische *rallentando* (die Liebenden ‚lassen die Zeit stillstehen‘), das sich konversationsanalytisch an Sequenzexpansionen und an der erhöhten Toleranz für Pausen festmachen läßt.²⁴ Es ist bekannt, daß die Interpretation von Schweigen im Gespräch in unserer Kultur meist negativ ist: Pausen können allgemein ein Zeichen für ein ‚schlechtes‘ Gespräch sein, im einzelnen Fall Verärgerung, in bestimmten sequentiellen Positionen die Nicht-Aufnahme des Turns und dadurch Nicht-Übereinstimmung, Ablehnung oder andere dispräferierte Aktivitäten indizieren. Im Gegensatz z. B. zum Flirten (auch ein Modus, der zum Liebesdiskurs gehört) gilt das für *love talk* nicht: hier billigt jeder Konversationsteilnehmer dem anderen soviel konversationellen Raum zu, wie nur möglich.

Aufgrund der genannten Merkmale ist es recht einfach, *love talk* zu identifizieren. In diesem Modus kommen nun auch Liebeserklärungen vor; aber obwohl hier die Kategorisierung als „Liebende“ nicht auf dem Spiel steht, ist gerade in diesem Modus die ungebrochene Abwicklung von Liebeserklärungen in Paarsequenzen fast unmöglich. Der konversationsanalytische Gesamtbefund bleibt also paradox.

3. Prosodische Analyse

(ii) *nicht vergessen, daß ich dich lie::bä::*

(vi) [hos mɨç li.ɪp]

(v) *ích líebé dích:*

Ein letztes Detail muß zur linguistischen Beschreibung von Liebeserklärungen hinzugefügt werden: ebenso wie die Erwiderungen auf erste Liebeserklärungen durch Deskalierung und Routinisierung die ‚Dramatik‘ abschwächen, mit der sie in unserem Liebesdiskurs behaftet sind, distanzieren sich auch die ersten Sprecher teilweise von ihren Liebeserklärungen, indem sie sie durch prosodische Markierungen ‚in Anführungszeichen setzen‘. Solche Markierungen heben die Liebeserklärung aus der konversationellen Prosodie heraus: durch Veränderung des Rhythmus (akzentzählend zu silbenzählend), Längenveränderungen, Code-Switching in eine andere dialektale Variante, etc. Die Sprecher schlüpfen in eine Rolle, die sie zitieren, um so die allzu große sprachliche Geste überhaupt vollziehen zu können.

²³ Zum Begriff der Kontextualisierung vgl. Auer 1986.

²⁴ Sequenzexpansionen betreffen in erster Linie nicht die Expansion konversationeller Formate ‚nach vorne‘ (d.h. durch Vorlaufsequenzen) oder durch Insertionssequenzen, sondern ‚nach hinten‘ durch Sequenznachläufe: die Sequenz klingt quasi aus, indem eines oder mehrere ihrer Elemente wiederholt:

(viii) Sie: *aufm Wasser isses so schön – –*
 Er: *naja, – (no) ich bin gern aufm Wasser.*
 Sie: *ja ich auch; (0.5)*
 Er: *m:, (0.7)*

4. Kulturanalyse

Der Liebesdiskurs der Gegenwart ist gekennzeichnet durch die Desintegration eines ehemals einheitlichen Codes in disparate, teils widersprüchliche Unter- und Teilcodes, seit – spätestens in der 2. Hälfte des letzten Jahrhunderts beginnend – „die Abwesenheit eines transzendentalen Signifikats das Feld und das Spiel des Bezeichnens ins Unendliche (erweitert)“ hat (Derrida 1972, 424). Dies schließt aber nicht aus, sondern läßt sogar erwarten, daß Fragmente früherer Codes weiterhin akzeptiert werden, obwohl der Code selbst, in den sie sich einstmals integrieren konnten – z. B. der Liebescode der Romantik, der frühe bürgerliche Liebescode, der galante Liebescode der *amour passion* etc. – längst keinen Gültigkeitsanspruch mehr hat.²⁵

Im folgenden soll die These vertreten werden, daß die festgestellte ‚Pathologie‘ der Liebeserklärung sich notwendigerweise aus dem bürgerlichen Liebescode ergibt und aus diesem als schon paradoxes Fragment in unseren Liebesdiskurs übernommen worden ist.²⁶ Aber natürlich hat auch der bürgerliche Liebescode die Liebeserklärung nicht erfunden, sondern aus früheren Codes übernommen, dabei allerdings wesentlich verändert. Somit wäre an dieser Stelle eigentlich eine historische Sprechaktanalyse²⁷ der Liebeserklärung durch acht Jahrhunderte notwendig, die sich in eine Kulturgeschichte des Diskurses der Liebe einbetten müßte. Während nun dieser Aspekt der Kulturgeschichte nicht unbearbeitet geblieben ist²⁸, gibt es zum Sprechakt „Liebeserklärung“ selbst nur eine einzige Untersuchung (nämlich Schwarz 1981 zur hochmittelalterlichen Liebeserklärung am Beispiel des „Tristan“). Entsprechend vorläufig sind die folgenden Erklärungsversuche zu verstehen.

Das methodische Problem der Einbeziehung einer historischen Analysedimension ist offensichtlich: die uns verfügbaren Quellen dokumentieren den Diskurs der Liebenden nie direkt, sondern immer nur in (v. a. literarischen) Transformationen, die sich je nach Zeitgeschmack mehr oder weniger auf diesen Diskurs selbst beziehen. Auch die erhaltenen Liebesbriefe, Briefsteller und Konversations- bzw. Anstandsbücher erlauben genau genommen nur die Rekonstruktion der Ideengeschichte der Liebe, nicht deren Praxis, die ja gerade das Thema der vorausgegangenen konversationsanalytisch orientierten Untersuchungen zur heutigen Situation war. Eigentlich kann als das historisch Rekonstruierte nur mit dem verglichen werden, was wir heute über die Liebe denken, nicht mit unserem Verhalten als Liebende.

²⁵ Natürlich herrschten auch in früheren Epochen die jeweiligen Codes nicht unangefochten, sondern oft in Konkurrenz zu anderen – man bedenke nur, wie lange der bürgerliche Liebes-Code brauchte, um sich gegen den höfischen durchzusetzen. Aber obwohl konkurrierend, waren die Codes selbst geschlossen und für die jeweiligen Schichten, die sie trugen, als konsistent erfahrbar.

²⁶ Die Krise der Sprache in der Folge der neuen bürgerlichen Subjektivität zeigt auch Nibbrig (1981), allerdings in einem literaturwissenschaftlichen Argumentationszusammenhang: „Sprachlose Verinnerlichung ist es denn auch, die, im gesellschaftlichen Maßstab, der Entstehung der modernen bürgerlichen Subjektivität im 18. Jahrhundert als Bedingung ihrer Krise von Anfang an mitgegeben war“ (S. 11).

²⁷ Vgl. zum Entwurf einer solchen historischen Sprechaktanalyse v. a. Schlieben-Lange (1976) und (1983) sowie den Versuch Baumanns zum „Versprechen“ (Baumann 1986).

²⁸ Ich stütze mich im folgenden v. a. auf die Gesamtdarstellungen von Luhmann 1982 (Schwerpunkt auf der Entwicklung im Frankreich der *amour passion*), de Rougement 1939 (²1972), Kluckhohn 1922/³1966, Schlund 1979 (1–88) (v. a. England, und natürlich Elias ²1969 Bd. I: 230ff., Bd. II: 416ff. et passim).

Es kommt dazu, daß die verfügbaren Quellen – und vor allem die gut aufgearbeiteten²⁹ – sich auf den Liebesdiskurs der jeweiligen Oberschicht beschränken und so ein zweites Mal nicht mit den heutigen Dokumenten vergleichbar sind. Freilich war die Liebe als Diskurs eine „Entdeckung“ der Oberschicht³⁰, und die Demotisierung dieses Diskurses brauchte Jahrhunderte. So entwickelten zwar die neuen Diskursteilnehmer – zuerst die Bürger, erst viel später Bauern und Arbeiter – neue, teilweise bewußt gegen den herrschenden Diskurs abgesetzte Modelle, mußten sich aber gerade in dieser Ablehnung doch am Code der Oberschicht orientieren. Als Konsequenz leben heute – zugespitzt gesagt – Fragmente des hochmittelalterlichen Modells im deutschen Schlager weiter.³¹

4.1 Der reziproke und wiederholbare Charakter von Liebeserklärungen als neues Element im bürgerlichen Liebescode

Daß Liebeserklärungen als Paarsequenz organisiert sind, das heißt, daß der eigenen Liebeserklärung eine des Anderen folgen sollte, macht, ebenso wie die Möglichkeit, die Paarsequenz „Liebeserklärung & Liebeserklärung“ im Rahmen einer Liebesbeziehung nicht nur einmal, sondern viele Male ablaufen lassen zu können, erst im Kontext des bürgerlichen Liebescodes Sinn. Die Liebeserklärung ist in der mittelalterlichen Minne schon präsent; als Paarsequenz ist sie hier aber deshalb nicht denkbar, weil ausschließlich der werbende Mann seine Liebe erklärt. Schlund (1979) hat auf den narzistischen Charakter dieser Liebeserklärungen hingewiesen: die Reaktionen der Damen der Troubadours sind kaum von Interesse. Die Distanz des werbenden Mannes zur Dame ist zu sehr schon in seinem Diskurs mitreflektiert, als daß die Erhöhung noch relevant wäre. Die Grundlage eines Dialogs fehlt.³² (Es ist diese Distanz zur Dame, die im Minnesang zum ‚Schweigen‘, zum ‚Versagen‘ der Sprache führen

²⁹ Die „Höhe“ der „hohen Literatur“, mit der sich die Literaturwissenschaft lange Zeit ausschließlich beschäftigt hat und die die wichtigste und manchmal ausschließliche Quelle der Kulturgeschichten der Liebe ist, messen wir nicht zuletzt daran, wie weit sie Elemente des bürgerlichen Codes vorwegnimmt. So führt Schwarz (1981) das Besondere an Gottfried von Straßburgs Fassung des „Tristan“ darauf zurück, daß er die rhetorischen Topoi seiner Zeit aus „persönliche(n) und das heißt allgemein-menschliche(n) Überlegungen“ (1981: 195) heraus durchbricht. Unbeachtet bleibt dabei, daß die Idee selbst, Liebeserklärungen dürften nicht überlieferte Topoi reproduzieren, sondern sollten individuelle Gefühle zum Ausdruck bringen, eine wichtige Neuerung des bürgerlichen Liebescodes war. Wieder durchdringen sich beschriebener und beschreibender Diskurs: die bürgerliche Literaturwissenschaft des 19. Jahrhunderts suchte sich die historischen Vorläufer für *ihren* Code zusammen und rückte folgerichtig gerade jene Autoren in den Vordergrund, die ihrer Zeit voraus waren, nicht typisch für sie. (Die – in diesem Sinn wohl typischeren – Parallelfassungen des „Tristan“ lassen Gottfrieds psychologisches Feingefühl vermissen.)

³⁰ Vgl. Dinzelbachers „Über die Entdeckung der Liebe im Hochmittelalter“ (1981).

³¹ Ich möchte damit aber nicht für ein kulturelles Sickermodell argumentieren; die Aneignung des jeweiligen Codes der Oberschicht war im Zuge der Demotisierung des Diskurses der Liebe durch die unteren Schichten ein sehr aktiver und schöpferischer Prozeß. Es waren immer nur Fragmente, die amalgamiert wurden und – teilweise in anderer Verpackung – weiterlebten.

³² Obwohl Gottfried von Straßburg nicht in jeder Hinsicht in seine Zeit paßt, scheint mir doch offensichtlich, daß dies auch auf seinen „Tristan“ zutrifft. Auch hier erklärt nur der Mann seine Liebe („in all der werlde enist mir niht/ in mîmem Herzen liep wan îr“, 12026f.), während Isoldes ‚Vorgängerturn‘ lediglich ihren erregten psychischen Zustand beschreibt, sicherlich aber nicht – wie Schwarz (1981) meint – ihre Liebe *erklärt*.

kann: für den Minnesänger ist die Kommunikation mit der Dame aus rein äußerlichen, sozialen Gründen gefährdet oder unmöglich.³³⁾

Die passive Rolle der Frau im Liebesdiskurs ändert sich in der Barockzeit grundlegend; mit ihr verschwindet auch der mittelalterliche Sublimationsgedanke. Im 17. Jahrhundert werden sowohl Männer als auch Frauen als Verführer aktiv: Ziel des Werbens ist nun seine sexuelle Erfüllung. Die *amour passion*, wie sie Luhmann (1982) umfassend analysiert hat, ist aber *per definitionem* unstabil und zeitlich begrenzt: die Erfüllung ist fast schon das Ende. Da die Liebe immer als Gegenstück zur Ehe gedacht wird (man muß verheiratet oder besser noch verwitwet sein, um am galanten Spiel teilnehmen zu können), braucht sie gesellschaftlich gesehen auch nicht von Dauer sein. Die eigentliche Antwort auf die Liebeserklärung des Werbenden ist in diesem Diskurs nicht die (möglicherweise zusätzliche) sprachliche Erwidern, sondern die Hingabe oder Verweigerung des Umworbenen, worauf das Spiel mit neuen Partnern von vorne beginnt. Es ist klar, daß in diesem Kontext Liebeserklärungen nur einmal eine Rolle spielen, nämlich als Liebesgeständnisse, nicht als Beteuerungen des Fortbestandes der Liebe über weite Zeiträume hinweg.

Die Antinomie von Liebe und Ehe löste sich erst im späten 18. Jahrhundert langsam auf. Gegenseitige, andauernde Liebe wird zum Kerngedanken der bürgerlichen Ehe. Nun wird es sinnvoll, sich der gegenseitigen Liebe fortwährend zu versichern, z. B. durch Liebeserklärungen. An diesen Punkt der Entwicklung muß sich die Aufspaltung der Sprechaktivität „Liebeserklärung“ in „Liebesgeständnisse“ und „Liebesbestätigungen“ („Liebesbeteuerungen“) vollzogen haben, auch wenn die Sprache nie die einheitliche Bezeichnung aufgegeben hat. Die interaktionsgeschichtlich erste Liebeserklärung (das Liebesgeständnis) hatte im frühbürgerlichen Liebesdiskurs einen sehr herausgehobenen Status, denn sie war Bedingung für die Eheschließung (und teilweise geradezu mit dem Eheversprechen identisch). Erst im 20. Jahrhundert geht dieser Zusammenhang verloren, und der Übergang zwischen ersten und späteren Liebeserklärungen wird fließend. Über die interaktionsgeschichtliche Platzierung der ersten Liebeserklärung (& Heiratsantrag) entscheidet der Mann: im frühbürgerlichen Code fällt die Frau wieder in ihre passive Rolle zurück.

Außerdem verliert die Liebeserklärung ihre sexuelle Komponente, denn gerade gegen sie richtet sich die neue – puritanisch beeinflusste – Moral. So paßt die Versöhnung von Liebe und Ehe in die allgemeine Zivilisationsentwicklung, die Elias (²1969) durch wachsende Internalisierung der Kontrollen über den Triebhaushalt gekennzeichnet sieht. Es sei – so Luhmann (1982, 149) – für die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft die Kasernierung der Liebe in der Ehe genauso wichtig gewesen wie die Kasernierung der Soldaten: im einen Fall wurde die Sexualität, im anderen das Faustrecht endgültig unter Kontrolle gebracht, die bürgerlichen Formen des gesellschaftlichen Umgangs konnten sich ausbreiten. Die Liebe, im galanten Zeitalter Teil des höfischen Spiels, wird in die unbestimmten Bereiche des neu konstituierten ‚Privaten‘ und ‚Intimen‘ abgedrängt, und es dauert bis zur Romantik, bis sich die Sexualität erneut als Thema im Diskurs der Liebe zu Wort meldet.³⁴

³³ So auch Wallmann 1985. Daneben ist der frühe Minnesang oft noch hilflos im sprachlichen Umgang mit der neu entdeckten Liebe: es gibt noch kein Formeninventar, deshalb kann Sprachlosigkeit herrschen – nicht etwa, weil das überkommene Formeninventar unbrauchbar wäre.

³⁴ Schlegels „Lucinde“ (von 1799) wird dafür überlicherweise als Beispiel zitiert. Die Skandalwirkung, die von diesem heute so harmlos wirkenden Büchlein ausging, zeigt, wie weit die Desexualisierung der Liebe-in-der-Ehe schon gediehen war. („Welch unnatürliche Schwüle einer über-

Wenn nun der neue, frühbürgerliche Liebescode die im galanten Zeitalter selbstverständliche Verquickung von Liebe(serklärung) und Sexualität zugunsten einer „Liebe um Liebe“ (J. Paul) aufgab, blieb die Aufgabe, die Liebe des Anderen, um deretwillen der Eine seine Liebe erklärt, faßbar, ja beweisbar zu machen. Die Reziprozität der „Liebe um Liebe“ wiederholt sich als sequentielle Reziprozität der Liebeserklärungen in der Paarsequenz.

Dies sind relativ oberflächliche Fakten, die den Übergang vom höfisch-galanten zum bürgerlichen Liebescode kennzeichnen. Hinter ihnen steht ein weit schwerer zu fassender Wandel des vorherrschenden Zeichenmodells, der die Grundlage für die bürgerliche Form der Liebeserklärung im Rahmen einer Paarsequenz abgibt.

Die vor-bürgerlichen Codes stehen sämtlich in der Tradition eines rhetorischen Zeichenmodells. In diesem Modell determiniert die Absicht die Mittel (d.h. sowohl die ausgewählten Inhalte, also die *dispositio*, als auch deren Darstellung – *ornatus*). Die Beziehung zwischen dem Affekt, der dargestellt werden soll, und dem jeweiligen Stil ist mimetisch („ikonisch“). Das bedeutet, daß die Nachahmung des Affekts in der Sprache als Nachahmung sichtbar bleibt; es geht nicht um die Verdopplung der Realität in einer möglichst realistischen Darstellung des eigenen Gefühls, sondern um die der Vorstellung von dieser Affektlage. *Tertium comparationis* ist immer die Wirkung: die sprachliche Darstellung soll im Angesprochenen dieselbe Wirkung haben wie der Affekt selbst. Die rhetorische Mimesis trennt kaum zwischen Affekt und *imitatio* durch sprachliche Mittel. Um den Umworbenen durch eine Liebeserklärung zu gewinnen, ist es allerdings nötig, die *richtige* Form zu finden, um so durch den Einsatz der passenden rhetorischen Figuren im Umworbenen denselben Affektzustand auszulösen, der durch die Liebeserklärung mimetisch nachgebildet wird. Der sprachliche Beweis der so hervorgerufenen Affektlage des Angesprochenen ist unnötig (wenn auch nicht unmöglich): sie wird, vertrauend auf die sprachlichen Formen, unterstellt. Je korrekter die Anwendung der rhetorischen Mittel, um so sicherer der Erfolg.

So gibt Neukirch (1709, ²1721) unter dem Stichwort „von liebesbriefen“ folgende Anweisungen:

Der endzweck solcher briefe ist, daß sie die lesende person bewegen sollen. <...> Der brunn, aus welchem wir die argumente nehmen, ist unser hertz. Die kunst aber thut nicht mehr dabey, als daß sie dasjenige was das hertz saget, in ordnung bringet. Je verliebter nun der schreiber ist, ie beweglicher gerathen ihm auch die briefe. Denn seine leidenschaft lasset ihm nicht zu, weit auszuschweiffen: sondern wie sein hertz redet, so redet auch seine feder. <...> Denn ein studierter und gekünstelter brief ist ein zeichen eines ruhigen und aufgeweckten gemüthes. Derowegen schicket er sich nicht für verliebte, welche unaufhörlich unruhig seyn, und ihren verstand nicht besser zeigen können, als wenn sie sich stellen, als ob sie ihn halb verloren hätten.

Deutlich wird an diesen Ausschnitten die Trias ‚Bewegung des Herzens des Schreibers‘ – ‚angemessene Gestaltung des Liebesbriefs‘ (unruhiger Briefstil) – ‚Bewegung im Herzen der lesenden Person‘. Die Rhetorik hat die Aufgabe, das, was das „hertz saget“, geordnet darstellbar zu machen. Die sprachliche Fassung des Liebesbriefs soll die Bewegung des verliebten Herzens ikonisch abbilden, der Abbildungscharakter bleibt aber sichtbar: ein guter Liebesbrief läßt den Gemütszustand des Schreibers nicht un-

reizten verdorbenen Phantasie! All dieses unfruchtbare unkeusche Grübeln, dieses ‚ernstliche‘ Nachsinnen über die Möglichkeit einer dauernden Umarmung, das Mittel, ein Beisammensein ins Unendliche zu verlängern! <...> Ein Nimmersättigen bis zur Vernichtung ist noch lange keine Steigerung des Lebensgefühls.“ – so nach Wien ²1917: 49.)

kontrolliert aufs Papier fließen, sondern ahmt den Zustand des Herzens kunstvoll nach („sie sich *stellen, als ob* sie ihn halb verloren hätten ...“).

Allerdings ändert sich im galanten Zeitalter, in dessen Diskurs Neukirch eingebunden ist, ein wesentlicher Aspekt des mittelalterlichen Renaissance-Modells, der es offen für die bürgerliche Kritik macht: der kausale Konnex zwischen Affektzustand des Werbenden und Liebeserklärung als sprachlicher Form verschwindet. Neukirch selbst versucht, die Problematik der Verselbständigung des rhetorischen Modells zu bewältigen, indem er vom Liebesbrief den galanten Liebesbrief unterscheidet. Im Gegensatz zum echten Liebesbrief sind galante Liebesbriefe:

„Schreiben, welche man mit frauenzimmer wechselt, und in welchen man entweder eine liebe simuliret; oder eine wahrhaftige so schertzhafft und galant fürbringet, daß sie die lesende person für eine verstellte halten muß.“ Und weiter: „Zwar sollte man in den schrancken bleiben, und sich bloß in die klugen erfindungen, nicht aber in die person selbst verlieben; allein es ist von einer neigung zu der andern ein so kurtzer sprung, daß ich einen liebhaber schon im ernste glücklich schätze, wenn er seiner liebsten nur im schertze gefället“

Die Beziehung zwischen Ausdruck und Inhalt wird hier reflexiv; man durchschaut jetzt sehr wohl, daß der Effekt, den die Liebesrhetorik im Umworbenen haben soll, auch auf den Werbenden selbst zurückwirken kann. Liebesbeziehungen können in Gang gesetzt werden, indem man sich selbst davon überzeugt, daß man verliebt ist. (Im Gegensatz zu den früheren Modellen, in der die Liebe des Werbenden von der Vollkommenheit des Umworbenen verursacht wurde, ohne daß sich der Verliebte dagegen wehren könnte, ist für den galanten Liebhaber die *amour passion* zwar total und exzessiv, aber man kann ihr durchaus nachhelfen; vgl. Luhmann 1982, 74 ff., 59 f.) Die Rhetorik der großen Geste hat sich verselbständigt und ist ironisierbar. Sprachliche Form und Affekt können auseinanderfallen. Damit kommt ein entscheidender neuer Aspekt ins Spiel, der in den folgenden Jahrhunderten die Liebessemantik bestimmt und das rhetorische Forminventar aushöhlt: der Wahrheits- bzw. Ehrlichkeitsaspekt.³⁵ Sagt der Andere wirklich die Wahrheit, wenn er behauptet, mich zu lieben?

Während also das Sprachzeichen im rhetorischen Modell zunächst noch direkt an den Affekt gebunden ist, den es ikonisch abbildet und zugleich im Adressaten hervorruft, lösen sich in der galanten Epoche Form und Inhalt spielerisch voneinander, der tatsächliche Affektzustand wird zum Interpretationsproblem. Der Schwerpunkt des Diskurses verlagert sich damit von der Erzeugung eines entsprechenden Affekts im Umworbenen zum Beweis der eigenen Affektlage. Der bürgerliche Liebescode insistiert vollends auf diesem letzteren: es geht nun darum, die eigene Verliebtheit zu *beweisen*. Das neue Zeichenmodell ist kein mimetisches, sondern ein expressives. Die Worte bilden den Affekt nicht mehr ab, sie müssen ihn mittels einer nun symbolisch verstandenen, arbiträren Sprache ausdrücken. Indem aber die neue Liebessemantik die Beziehung zwischen ‚wirklichem‘ Affekt bzw. Gefühl und sprachlicher Symbolisierung problematisiert und die Entsprechung zwischen beiden zum eigentlichen Thema der Liebeserklärung macht, verliert sie zugleich auch die Selbstverständlichkeit des Zugriffs des rhetorischen Zeichens auf seinen Adressaten. Die Liebe des Anderen kann nicht mehr durch die Versprachlichung des eigenen Affekts hervorgerufen werden; vielmehr muß sie der eine Partner dem anderen genauso beweisen wie der andere dem einen. Aus dem *ich liebe dich* des einen folgt kein *ich liebe dich* des anderen mehr (auch wenn es noch so formvollendet formuliert ist), aber wenn

³⁵ Zum Ehrlichkeitspathos, einem der Elemente des bürgerlichen Liebescodes, die sich am ungebrochensten in den heutigen Diskurs herübergerettet haben, vgl. treffend Trawert-May 1985.

auf das *ich liebe dich* des einen ein *ich liebe dich* des andern folgt, können sich die Liebenden vielleicht sicher sein, daß ihre Gefühle wechselseitig sind. Hier liegt der Ursprung der Organisation von Liebeserklärungen in Paarsequenzen.³⁶

4.2 Die „Unsicherheit des Zeichens“³⁷ als kontraproduktiver Faktor

Die Konvergenz von Liebe und Ehe machte die Liebeserklärung wiederholbar; der Ersatz des rhetorischen durch ein expressives Zeichenmodell erforderte ihre Wechselseitigkeit. Warum führte dies in eine paradoxe Situation?

Der Liebes-Code des Hochmittelalters etablierte erstmals (aus religiösen, antiken und evtl. spanisch-arabischen Quellen) feste Formen für die Beschreibung von Liebessehnsucht und Schönheitspreis; er entwickelte Motive wie ‚Krankheit durch Minne‘, ‚Liebe auf den ersten Blick‘, ‚Liebeskrieg‘, etc. Im *estilo culto* vervollkommnete die Renaissance diesen Code (Petrarca), und er lebte trotz seiner „sensualistischen Unterwanderung“ (Schlund 1979: 50) im galanten Zeitalter als Formeninventar weiter. In dieser Liebessemantik ist keine ‚einfache‘ Liebeserklärung des Typs *ich liebe dich* möglich: an einem Liebhaber, der den gewünschten Effekt (auf den das rhetorische Zeichenmodell ja immer ausgerichtet ist) mit einer solch schlichten Fassung seiner Liebeserklärung zu erreichen versuchte, wäre die ganze „Liebeskunst“ verschwendet.

Erst das Bürgertum konnte es sich ‚leisten‘, die Rhetorik, die in verschiedenen Spielarten das Fundament aller bisheriger Liebescodes gewesen war, aufzugeben. Denn während für die aristokratische Oberschicht die Ausdifferenzierung eines immer feineren Geschmacks – sei es beim Essen, sei es bei der Liebe – das primäre Konstitutionsfeld für die eigene soziale Position war und das wichtigste Abgrenzungskriterium gegen die unteren Schichten darstellte (als wirtschaftlicher Produktionsfaktor war der Adel ja irrelevant), definierte sich das erstarkende Bürgertum nicht durch seine Sitten, sondern durch beruflichen Erfolg.³⁸ Nun werden Werte wie Fleiß, Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit zu den relevanten öffentlichen Tugenden. Die Tugenden der Liebe, die noch in der galanten Zeit öffentlich sein mußten, um als soziales Abgrenzungskriterium zu taugen, drängt das Bürgertum in den Intimbereich ab. Die neue Privatheit der Liebe schlägt unmittelbar in ihren Diskurs durch, der zunächst seine (Halb-)Öffentlichkeit verliert, schließlich nicht einmal mehr von den Liebenden geteilt werden kann.

Dieser Weg in die „Inkommunikabilität“ wird von Luhmann (1982) so beschrieben: Im Diskurs der Emotionen korreliert die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschafts- und Wirtschaftsformen ab dem 18. Jahrhundert mit einer Wendung ins Individuell-

³⁶ Es ist nicht ganz klar, ob der frühbürgerliche Liebescode schon davon ausgeht, daß die Gefühle der Liebenden sich in beiden zur gleichen Zeit entwickeln und in der (im Rahmen einer Paarsequenz) möglichst gleichzeitigen Produktion von Liebeserklärungen zum Ausdruck kommen (so Barthes 1977/1985: 140). Zunächst scheint es, als ob es der (interaktionsgeschichtlich) ersten Liebeserklärung des Mannes bedürfe (einschl. des obligatorischen Heiratsantrags), um die entsprechenden Gefühle der Frau möglich zu machen: „Ich war die Braut eines lebenswürdigen Grafen (...) *Nunmehr* aber fing mein Herz auf einmal an zu empfinden“ (meine Herv.) heißt es in Gellerts „Leben der schwedischen Gräfin von G.“ (21750, zit. nach dem Neudruck von 1968, Reclam, S. 10). Das gilt natürlich nicht mehr für die interaktionsgeschichtlich späteren Paare von Liebessequenzen.

³⁷ Barthes 1977/1984: 258.

³⁸ Vgl. dazu die brillanten Analysen von Elias (21969).

Psychologische, die ein Insistieren auf (und eine intensive Beschäftigung mit³⁹) Gefühlen mit sich bringt. Dazu kommt die neu entdeckte Natürlichkeit, die die Abwendung von Galanterie bedeutet: sie gilt nun prinzipiell als unaufrichtig.⁴⁰ Die neue Sprache der Liebe soll der natürliche Ausdruck der Gefühle sein. Als drittes Element des neuen Codes bringt die schon erwähnte Aufrichtigkeit die Begriffe „Täuschung“ und „Wahrheit“ als permanente Probleme einer Liebesbeziehung ins Spiel. Natürlichkeit, Aufrichtigkeit, Sensibilität, Originalität wirken als neue Tugenden aber „kontraintentional“, wenn es um den Ausdruck von Gefühlen geht. „Schlichtheit“ der Liebeserklärung bietet sich nur scheinbar und nur für kurze Zeit als Ausweg an. Denn das *ich liebe dich* ist nicht in der Lage, das auszudrücken, was der Liebende als einzelner, in seiner Individualität fühlt. Jede Formel – und schließlich: jede Versprachlichung in einem Medium, das Allgemeingut ist, nämlich ‚dem‘ Deutschen, ‚dem‘ Französischen, ‚dem‘ Englischen etc. – verfälscht die eigenen Gefühle, macht die Liebeserklärung unecht. Echtheit der Empfindung fordert eine Sprache, die die Liebenden mit niemandem teilen – schließlich nicht einmal mehr untereinander.⁴¹

Das Scheitern der Sprache wird uns im bürgerlichen und vor allem im romantischen Liebescode sowohl im Roman⁴² als auch in den Liebesbriefen⁴³ immer wieder vor Augen geführt. Es führt zum Verschwinden der Liebeserklärung als einfacher oder komplexer verbaler Handlung und zu ihrem Ersatz durch sprachliche und vor allem nicht- oder quasi-sprachliche Ausdrucksformen, die in einer unmittelbareren (indizischen⁴⁴) Beziehung zum ausgedrückten Gefühl des Verliebtseins stehen sollen.

Man darf diese neue Inkommunikabilität nicht mit dem Topos des Scheiterns der Sprache verwechseln, der so alt wie der Liebesdiskurs selbst ist. Es reicht vom „*illud licuit experiri, sed minime loqui*“ eines Bernhard, der das mystische Liebeserlebnis im 12. Jahrhundert beschreibt⁴⁵, bis zum Was-Ich-Nicht-Sagen-Kann-Sagt-Mein-Klavier

³⁹ In die zweite Hälfte des 18. Jh. fallen die Anfänge der Individualpsychologie. Es erscheinen Werke wie Lavaters „*Physiognomische Fragmente*“ (1771), Tetens „*Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung*“ (1777) und das von Moritz herausgegebene „*Magazin für Erfahrungsseelenkunde*“ (ab 1783).

⁴⁰ Vgl. die Verwendung des Begriffs „galant“ schon bei Neukirch, der ansonsten doch durchaus konventionell argumentiert.

⁴¹ Später hat Wittgenstein die Aporien dieser Privatisierung der Sprache der Emotionen aufgelegt und gezeigt, daß es keine kulturunabhängige Bedeutung gefühlsbezogener Ausdrücke, ja nicht einmal den Ausdruck von Gefühlen ohne ein kulturell gegebenes Inventar von Ausdrucksformen geben kann (1958, §§ 298–300) und private Gefühle bzw. Erlebnisse unmöglich sind (§§ 256, 258; S. 365; vgl. auch sein Käfer-Beispiel, § 293).

⁴² Vgl. den folgenden Ausschnitt aus Charlotte Brontës *Villette* (1853; zitiert nach Schlund 1979: 72): „In such inadequate language my feelings struggled for expression; they could not get it; speech, brittle and unmalleable, and cold as ice, dissolved or shivered in the effort. He watched me still: he gently raised his hand to stroke my hair; it touched my lips in passing; I pressed close, I paid it tribute.“

⁴³ Vgl. als ein Beispiel von vielen den Brief Detlev von Liliencrons an Helene von Bodenhausen in *Deutsche Liebesbriefe*, 1943.

⁴⁴ Peirce (1960–65, 2.255 = 2. Buch, § 7) bringt übrigens seinen „indizischen“ Zeichentyp selbst mit diesem ‚direkten‘ Ausdruck von Gefühlen in Verbindung: „A Rhematic Indexical Sinsign [e.g., a spontaneous cry] is any object of direct experience as far as it directs attention to an Object by which its presence is caused“.

⁴⁵ *Serm. in Cant.* 85.14, zit. in Dinzelbacher 1981: 203.

des heutigen Schlagers.⁴⁶ Der Topos vom Scheitern der Sprache wird als Teil einer funktionierenden Liebessemantik eingesetzt: der Schlager reimt, obwohl der Unsagbarkeit behauptet, fröhlich vor sich hin und rechtfertigt über den Inhalt seine Existenz als Substitut für den Ausdruck der Gefühle seiner Rezipienten. In der Inkommunikabilität desintegriert die Sprache, es geht nicht mehr nur um ein technisches Versagen sprachlicher Geschicklichkeit, sondern um das Vertrauen in das Kommunikationsmedium als solches; und selbst die der Romantik noch verbleibenden Sprachelemente, die Seufzer, Satzfragmente, Wiederholungen, setzen sich noch der Gefahr aus, als ‚gewollt‘ desavouiert zu werden.⁴⁷ Die Sprache ist notwendigerweise unaufrichtig. Sie verwenden hieße, Gefühle aus dem Allgemein-Verfügbaren zu borgen, wo man vielleicht gar keine ‚echten‘ hat, also nicht ‚wahrhaft‘ liebt. Von dem Augenblick an, in dem das so ist, „sind auch Liebeserklärungen nicht mehr möglich“ (Luhmann 1982, 133).

5. Resumé

Unser Versuch einer Annäherung an die sprachliche Handlung „Liebeserklärung“ ging vom dekontextualisierten sprachlichen Ausdruck zu ihren zunehmend umfassenderen Kontexten. Wir haben mit der satzsemantischen Analyse der prototypischen Liebeserklärung *ich liebe dich* angefangen und sie als Extremfall des „situierten Sprechens“ beschrieben. Wir haben weiter ihre minimale sequentielle Einbettung untersucht und als Ergebnis eine Paarsequenz erhalten, deren zweites Paarglied auf das erste abgestimmt sein muß.

Es zeigte sich, daß diese ‚Reinform‘ der Liebeserklärung zwar Teil unseres Liebes-Diskurses ist, jedoch nicht sehr häufig vorkommt. Aus der Analyse der größeren sequentiellen Einbettung ergab sich, daß Liebeserklärungen als Paarsequenzen vor allem im Schlußbereich von Interaktionen stehen. Sie sind dort aufgrund ihrer Position gefährdet, zu einem Teil der ablaufenden Routinen zu werden; entsprechend sind in den Erwidern Ellipsen und Pro-Verbalisierungen häufig. Auch wenn sie dieser Routinisierung entgehen, können Liebeserklärungen durch die Ko-Kategorisierung der Teilnehmer als „Liebender“ exhortativen Charakter annehmen und den Anderen an die Anforderungen, die mit dieser Ko-Kategorisierung einhergehen, erinnern. Daß die ‚große Geste‘ oft weniger ausgeführt als zitiert wird, zeigen prosodische Markierungen erster Liebeserklärungen. Soweit Liebeserklärungen frei von Routinisierung sind und überdies nicht dazu dienen, den Anderen an seine Pflichten als Liebender zu erinnern, werden sie gerade nicht als unproblematische Paarsequenzen abgewickelt.

Während also Liebeserklärungen ‚in unseren Köpfen‘ im Sinne der reinen Liebe um Liebe willen idealisiert und mit der Aura des Privatsten-Intimsten umgeben werden, ist ihre konversationelle Praxis recht oft durch weit weniger ehrfürchtige Merkmale charakterisiert. Die Entwicklung des bürgerlichen Liebes-Codes zeigt, daß diese paradoxe Situation von Anfang an in ihm angelegt war. Einerseits machte er durch die Versöhnung von Liebe und Ehe die Liebe zu etwas Andauerndem und damit Liebeserklärungen wiederholbar. Dies ebnete aber den Weg zur Routinisierung und zur Notwen-

⁴⁶ Vgl. einen kürzlichen Text der Gruppe „Relax“ mit dem Titel „A weißes Blätterl Papier“: „I hab für di die tollstn Sprücherl durchprobiert / doch es klappt net bei mir / was du für mi bist / was i für die spür / des läßt si net schreim / auf a Stückerl Papier“.

⁴⁷ So geht es wohl dem heutigen Leser mit Liliencrons Brief, der in Fußnote 41 ausgesprochen wurde: wir durchschauen noch die Sprachlosigkeit als inszeniert, rhetorisch.

digkeit, Liebeserklärungen gerade in Zeiten der Krise vom Beziehungspartner zu fordern. Andererseits forderte der Übergang vom alten, rhetorisch-mimetischen zum neuen, expressiven Zeichenmodell die Reziprozität der Liebeserklärungen, weil die Selbstverständlichkeit des rhetorischen Zugriffs auf den Umworbenen verloren ging. Dies wiederum führte durch die Problematisierung der Beziehung zwischen Affekt selbst und Darstellung des Affekts in der Sprache geradewegs in die Unmöglichkeit, eine Liebeserklärung „ungebrochen“ und im Rahmen einer Paarsequenz zu formulieren.

Literatur

- J. M. Atkinson/J. Heritage (Hrsg.): *Structures of Social Action*, Cambridge 1984.
- P. Auer: Kontextualisierung, in: *Studium Linguistik* 19 (1986), 22–47.
- Ders.: On deixis and displacement, in: *Folia Linguistica* (im Druck).
- Ders./A. di Luzio (Hrsg.): *Variation and convergence. Studies in social dialectology*, Berlin 1988.
- Ders./S. Uhmann: Aspekte der konversationellen Organisation von Bewertungen, in: *Deutsche Sprache* 1 (1982), 1–32.
- T. Th. Ballmer/R. Posner (Hrsg.): *Nach-Chomskysche Linguistik*, Berlin 1985.
- R. Barthes: *Fragments d'un discours amoureux*, Paris 1977. Dt.: *Fragmente einer Sprache der Liebe*, Frankfurt 1984.
- H.-H. Baumann: Ein Kapitel aus der kritischen Sprachhistorik: Das Versprechen, in: *Gessinger* 1986, 9–48.
- E. Benveniste: De la subjectivité dans le langage, *Psychological in: Journal de Psychologie* 7–9 (1958). Wieder in: Ders. 1966, 258–266.
- Ders.: Les relations de temps dans le verbe français, in: *Bulletin de la Société de Linguistique de Paris* LIV (1959), Wieder in: Ders. 1966, 237–250.
- Ders.: *Problèmes de Linguistique générale*, Paris 1966.
- J. Davidson: Subsequent versions of invitations, offers, requests, and proposals dealing with potential or actual rejection, in: *Atkinson & Heritage* 1984, 102–128.
- J. Derrida: *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt 1972.
- Deutsche Liebesbriefe*. Hrsg. von H. Zeitler. – Berlin(?), 2. Aufl. 1907.
- P. Dinzelsbacher: Über die Entdeckung der Liebe im Hochmittelalter, in: *Saeculum* 32 (1981), 185–208.
- N. Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation*, Frankfurt ⁵1978.
- R. Fiehler: Zur Konstitution und Prozessierung von Emotionen in der Interaktion, in: *Kallmeyer* 1986, 280–325.
- L. v. Friedeburg/J. Habermas (Hrsg.): *Adorno-Konferenz 1983*, Frankfurt 1984.
- J. Gessinger (Hrsg.): *Wem gehört die Sprache?* OBST 33 (1986).
- H. Glück: Rezension zu *Leisi* 1978, OBST 9 (1979), 187–193.
- I. Goffman: Replies and Responses, in: *Language in Society* 5 (1976), 257–313.
- W. v. Hoecke/A. Welkenhuysen (Hrsg.): *Love and Marriage in the 12th Century*, Leuven 1981.
- W. Kallmeyer (Hrsg.): *Kommunikationstypologie*, Düsseldorf 1986.
- P. Kluckhohn: *Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik*, Tübingen 1922, ³1966.
- E. Leisi: *Paar und Sprache. Linguistische Aspekte der Zweierbeziehung*, Heidelberg 1978.
- N. Luhmann: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt 1982.
- U. Maas: *Kulturanalyse und Sprachwissenschaft*, in: *Ballmer/Posner* 1985, 91–101.
- Ders.: Der kulturanalytische Zugang zur Sprachgeschichte, in: *WW* 2 (1987), 87–104.
- Ders.: Linguistic relations in 17th century Osnabrück, in: *Auer/di Luzio* 1988, 11–42.
- R. P. McDermott: Inarticulateness, in: *Tannen* 1988, 37–68.
- B. Neukirch: *Anweisung zu deutschen Briefen*, Leipzig ¹1709, ²1721.
- C. L. H. Nibbrig: *Rhetorik des Schweigens*, Frankfurt 1981.

- U. Oevermann: Zur Sache, in: v. Friedeburg/Habermas 1983, 234–289.
- Ch. S. Peirce: The Collected Papers of Charles Sanders Peirce, Hrsg. v. Ch. Hartshorne, P. Weiss & A. Burks, Cambridge 1960–66.
- A. Pomerantz: Compliment responses. Notes on the co-operation of multiple constraints, in: Schenkein 1978, 79–112.
- Dies.: Agreeing and disagreeing with assessments: some features of preferred/dispreferred turn shapes, in: Atkinson/Heritage 1984, 57–101.
- D. de Rougement: L'amour et l'occident, Paris 1939, ²1972.
- E. Schegloff: Sequencing in conversational openings, in: Am. Anthropol. 70, 1075–1095.
- E. Schegloff/H. Sacks: Opening up closings, in: Semiotica VIII, 4, 289–327.
- J. Schenkein (Hrsg.): Studies in the Organization of Conversational Interaction, New York 1978.
- B. Schlieben-Lange: Für eine historische Analyse von Sprechakten, in: Weber/Weydt 1976, 113–119.
- Dies.: Traditionen des Sprechens, Stuttgart 1983.
- M. Schlund: Studien zur ‚Language of Love‘ im modernen englischen Roman, Bern 1979.
- A. Schwarz: Die Liebeserklärung: ein Sprechakt in der deutschen Literatur des 12. Jahrhunderts, in: v. Hoecke/Welkenhuysen 1981, 183–196.
- J. R. Searle: Speechacts, London 1969. Dt. als Sprechakte, Frankfurt 1971.
- O. Tannen (Hrsg.): Linguistics in Context: Connecting Observation and Understanding, Norwood, N.J., 1988.
- E. Trawert-May: Ehrlichkeitszwänge, in: Ästhetik und Kommunikation 1985, 91–97.
- K. Wallmann: Minnebedingtes Schweigen in Minnesang, Lied und Minnerede des 12. bis 16. Jahrhunderts, Bern 1985.
- A. Weber & H. Weydt (Hrsg.): Sprachtheorie und Pragmatik, Tübingen 1976.
- A. Wien: Liebeszauber der Romantik, Berlin ²1907.
- L. Wittgenstein: Philosophical Investigations, London 1958. Dt. als Philosophische Untersuchungen, Frankfurt 1977.